

Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]

Autor(en): **Vogel, Bodo M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 26

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 8

Siebentes Kapitel.

Herbert Medow fuhr gleich nach Hause, nachdem er Dr. Thea Hansen verlassen hatte. In seinem ungemütlichen möblierten Zimmer lag ein Brief auf dem Tisch, und Herbert Medow erkannte gleich die Handschrift. Der Brief war von Lisa Melrum, der Frau, die er einmal geliebt hatte, für die er gelitten und im Gefängnis gefessen hatte.

Er hatte diesen Brief erwartet, und im stillen hoffte er immer noch, daß sie ihm Verständnis entgegenbrachte und ihm mitteilte, wann er sie wiedersehen könnte.

Es war kalt im Zimmer und er schüttelte sich. Er setzte sich auf das wacklige Sofa, deckte sich mit einer Decke zu und riß den Brief auf. Er war lang. Den ersten Teil las er rasch durch, dann las er ganz langsam, denn er war bei dem Hauptpunkt des Schreibens angelangt.

„... Es freut mich sehr, lieber Herbert“, stand da, „daß du wieder in Freiheit bist, wie ich von Bekannten gehört habe, und ich wünsche dir alles Gute für die Zukunft. Sicher wird es dir leicht fallen, wieder hoch zu kommen.“

Gewiß, es ist damals nicht dein Ernst gewesen, als du mir sagtest du wolltest mich heiraten. Ich bin eine verwöhnte Natur und meine Ansprüche sind so, daß du sie wohl kaum erfüllen kannst. Dann ist es besser, wir trennen uns für immer und suchen uns zu vergessen. Ich meine es gut mit dir und ich hoffe, du nimmst mir meine Offenheit nicht übel.

Mit nochmals besten Wünschen bin ich deine Lisa.“

So also war das!

Herbert Medow las den Brief noch einmal, dann riß er ihn in kleine Stücke. Das schien ihm aber noch nicht zu genügen. Er warf die Stücke in den Ofen, zündete sie an und sah zu, wie sie zu Asche wurden.

Man hatte ihn vor der Frau gewarnt. Seine Mutter hatte davon gesprochen, ebenso einige von seinen Freunden, aber er hatte nicht darauf gehört, er war taub gewesen.

Er hatte nicht glauben wollen, daß sie ihn nur ausnützte. Nun stimmte es doch. Er hatte es eben schwarz auf weiß gelesen. Sie wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Herbert Medow, der Mann, der immer Geld hatte, alle Wünsche, die sie hatte, zufriedensetzte, und Herbert Medow, der aus dem Gefängnis kam — die beiden waren für sie zwei verschiedene Menschen.

Der Ausdruck hilfloser Wut und Empörung kam auf einmal in seine Augen, und seine Hände zitterten. Wenn er das Weib nur sehen könnte. Aber, mochte sie sich verstecken, wo sie wollte, er würde sie zu finden wissen. Sie sollte ihm das, was sie ihm geschrieben hatte, ins Gesicht sagen! Wahrscheinlich war sie zu feige dazu. Natürlich, dazu war sie zu feige! Sie war eine feige Lügnerin.

Er lachte bitter auf. Nein, das alles war nicht das Richtige. Nicht sie zur Rede stellen, derartige undankbare und seelenlose Geschöpfe straft man mit Verachtung.

Das Beste war, nicht mehr daran zu denken. Da hatte sie ganz recht. Es hatte keinen Zweck und verursachte nur Ärger.

Lieber an die Zukunft denken, an die Stellung, die gefunden werden mußte. Oder ...

Die Zeit verging, und endlich kam er zu einem Entschluß. Er sprang auf, nahm seinen Hut und Mantel und ging leise die Treppe hinunter. Draußen ging er bis an die Straßenecke, wo noch eine Laterne stand, dann ließ er sich in die Straße fahren, in der Professor Krusius wohnte. Er stieg etwas vor dem Haus aus, um kein Aufsehen zu erregen, und ging zu Fuß weiter. Eine Uhr schlug Mitternacht. Es war ganz ruhig in der vornehmen stillen Straße und alles war dunkel. Nur im Hause von Professor Krusius brannte hinter einem Fenster im ersten Stock noch Licht.

Ein kurzes Zögern, dann hob Herbert Medow die Hand und drückte auf die Nachtkloche.

Fast unmittelbar danach flammte das Licht im Vorraum auf, man hörte Schritte, die Haustür ging auf und Professor Krusius stand auf der Freitreppe.

„Herr Professor Krusius?“ fragte Herbert.

„Ja ...“ lautete die Antwort.

„Kann ich Sie sprechen?“

„Handelt es sich um einen dringenden Fall? Es ist spät und ich wollte ...“

„Es ist sehr dringend, Herr Professor. Ich bitte Sie, mich jetzt noch zu empfangen.“

Die Vorgartentür ging auf.

„Treten Sie näher“, sagte der Chirurg.

Er schloß hinter dem Besucher ab und bat ihn in sein Sprechzimmer.

Professor Krusius hatte schon vor einiger Zeit zu Bett gehen wollen. Er war in Hausjoppe und in Hauschuhen. Dann aber hatte er sich auf einmal in ein neuerschienenes Buch von einem japanischen Chirurgen vertieft, in dem eine sehr interessante Versuchsoperation geschildert wurde. Das Thema fesselte Krusius, und er hatte sich Notizen gemacht, als plötzlich die Klingel schrillte.

Herbert Medow stand auf der Türschwelle und schaute sich um. Er sah den gediegenen Luxus der Einrichtung, die schweren Klubessel, den mächtigen Diplomatschreibtisch, die eleganten Fenstervorhänge, die wertvollen Bilder an den Wänden, den schweren Teppich — und alles das sprach von Reichtum und ausgewähltem Geschmack des Besitzers. Kein Zweifel, daß Krusius ein sehr vermöglicher und kultivierter Mann sein mußte.

„Was steht also zu Ihren Diensten?“ fragte der Chirurg, hinter Herbert Medow ins Zimmer tretend. „Handelt es sich um Sie selbst?“

Professor Krusius' Blick glitt kurz über das Äußere seines Besuchers. Das ärztliche Auge konstatierte die aufrechte, gerade Haltung, den ungetrübten Blick, und der sichere feste Gang war ihm vorhin schon ein Anzeichen dafür gewesen, daß der Mann kerngesund war. Immerhin, niemand weiß besser als der Chirurg, wie oft der Schein trügt. Er, Professor Krusius, würde es schon feststellen, was dem Besucher fehlte.

„Nehmen Sie Platz“, sagte er, auf einen Klubfessel deutend. „Nun, wo tut's denn weh?“

„Gestatten Sie, daß — — daß ich rauche, Herr Professor? ... Es — — — es spricht sich dann besser — — —“

„Bitte schön. Nichts dagegen!“ Krusius bot selbst Zigaretten an. Herbert Medow zündete sich eine Zigarette an und lachte dann kurz auf.

„Ich kann mir vorstellen, was Sie denken mögen“, meinte er. „Sie werden denken, der Mann ist überhaupt nicht krank und hält mich von der Nachtruhe ab. Doch, Sie werden anderer Meinung sein, wenn Sie vernehmen, was ich zu sagen habe. Ich möchte zuerst über ... über Frau Medow sprechen. Sie erinnern sich, Herr Professor? Sie war, wie ich gehört habe, Ihre Privatpatientin.“

„Ja, ich erinnere mich sehr gut“, erwiderte Krusius. „Und was haben Sie damit zu tun?“

„Sehr viel. Ich bin der Mann ...“

Herbert Medow sprach den Satz nicht weiter, sondern begann wieder. „Sie erinnern sich vielleicht auch daran, daß sie von ihrem Sohn gesprochen hat, der im Gefängnis war. Erinnern Sie sich auch daran?“

„Allerdings“, lautete die Antwort. „Aber wollen Sie mir jetzt vielleicht sagen ...“

„Einen Augenblick, Herr Professor. Ich komme gleich darauf. Im voraus aber möchte ich gleich andeuten, daß, falls Sie mich vielleicht unterbrechen oder nicht aussprechen lassen sollten, daß Sie in diesem Falle unklug handeln würden. Denn das, was ich zu sagen habe, ist für Sie von größter Bedeutung, Herr Professor. Jawohl, von allergrößter Bedeutung.“

Professor Krusius hatte sich inzwischen hinter seinem Schreibtisch verschanzt. Es kam gelegentlich vor, daß Geistesranke die Ärzte aufsuchten, und es war gut, wenn dann ein breiter Schreibtisch zwischen den Gesprächspartnern lag. Krusius betrachtete seinen Besucher, doch dieser schien, nach seiner Haltung zu urteilen, keineswegs geistesgestört zu sein. Auch getrunken schien er offenbar nichts zu haben. Er war erregt, ziemlich nervös, wie das leichte Zittern der Hand, in der er die Zigarette hielt, andeutete. Im übrigen war nichts Verdächtiges festzustellen. Krusius sah nach der Uhr auf dem Schreibtisch.

„Erzählen Sie kurz und bündig“, meinte er, „inwieweit ich etwas mit der Angelegenheit zu tun habe.“

„Das soll geschehen“, erwiderte Herbert Medow. „Um gleich zu beginnen: ich bin der Sohn, von dem Frau Medow gesprochen hat. Aber sie — — — sie ist nicht meine Mutter.“

Krusius sah befremdet auf.

„Diese Behauptung erscheint mir kaum glaubwürdig“, bemerkte er. „Ich weiß — — angenommen, Sie sind der Mann von dem sie sprach — — ich weiß, daß sie immer nur in Worten von Ihnen sprach, deren nur eine ernstlich besorgte Mutter fähig ist. Ferner ist mir nicht unbekannt, welchen unglücklichen Einfluß Ihr Verhalten auf die Kranke gehabt hat.“

„Sie beschuldigen mich also — — —“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen“, sagte Krusius, „für mich ist es die Wahrheit, weiter nichts.“

„Das weiß ich. Sie haben harte Worte gebraucht. Nun will ich Ihnen die reine Wahrheit sagen. Ich besitze amtliche Schriftstücke, die beweisen, daß meine Mutter nur meine Adoptivmutter war. Sie hat keine Kinder gehabt. Aber, sie liebte Kinder sehr. Nachdem ihr Mann ganz jung gestorben war, nahm sie eine arme Frau in Pflege, die Zwillinge hatte.“

Diese arme Frau hatte ihren Mann vor kurzem durch Unfall verloren, und sie überlebte diesen Schlag nicht. Sie starb, aber die Zwillinge, zwei Jungen, lebten, sie waren gesunde, kräftige Kinder. Ich glaube, daß Frau Medow sie in ihrer grenzenlosen Kinderliebe anfänglich alle beide behalten wollte.“

Es entstand eine kurze Pause. Herbert Medow zerdrückte die halbgerauchte Zigarette im Aschenbecher, bevor er weiter-

sprach. Aus den Augenwinkeln sah er nach Professor Krusius hinüber und stellte fest, daß dieser plötzlich mit erwachter Aufmerksamkeit zuhörte.

„Beide Jungen zu behalten, kam aber nicht mehr in Betracht“, fuhr Herbert Medow fort. „Die Mutter der Kinder hatte noch einen Onkel, der sich früher ihrer angenommen hatte, doch nichts mehr von ihr wissen wollte, als sie gegen seinen Willen geheiratet hatte. Das war hartherzig von dem Mann, nicht wahr, Herr Professor?“

Krusius machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Sie kommen vom Thema ab!“ rief er. „Bitte, zur Sache.“

„Verzeihung, ich erzähle schon weiter. Der besagte Onkel — — übrigens ein verhältnismäßig vermögender Mann — — fand sich bei der Beerdigung der Nichte ein. Er sah die Kinder und äußerte den Wunsch, etwas für sie zu tun. Für Frau Medow war das eine große Enttäuschung, denn sie hatte die beiden Jungen sehr gern. Das Problem war aber verhältnismäßig leicht zu lösen. Der Onkel nahm das eine Kind mit und Frau Medow behielt das andere. Sie zog es auf und adoptierte es später, so daß es ihren Familiennamen erhielt. Es hieß Herbert, Herr Professor, und wurde von seiner Adoptivmutter geliebt und erzogen wie ein eigenes Kind. Es war nicht ihre Schuld, daß sich die Wünsche nicht erfüllten, die sie auf ihren Jungen setzte. Doch das gehört jetzt nicht hierher. Ich will gleich auf den anderen Jungen zu sprechen kommen. Er behielt seinen richtigen Namen, sein reicher Onkel ließ ihn die höheren Schulen besuchen und studieren. Der Onkel ist vor einiger Zeit gestorben, aber der junge Mann war schon auf dem besten Wege zum Erfolg. Heute ist er berühmt und ein großer Mann. Sie werden schon wissen, wie er heißt: er heißt Professor Bernhard Krusius.“

Krusius war aufgesprungen.

„Dann — — — dann wären wir also — — —“

„Zwillingsbrüder, ja“, sagte Herbert Medow, ebenfalls aufstehend. „Hier sind die amtlichen Schriftstücke. Deswegen bin ich gekommen, Herr Professor — — Bernhard“, verbesserte er sich und ging auf ihn zu. „Bernhard, ich — ich bin ein schlechter Mensch — — ich bin im Gefängnis gewesen — — bin ich nun Ihr — bin ich nun dein Bruder noch, oder nicht? Ich möchte es aus deinem Munde hören.“

Er hatte einen langen Briefumschlag auf den Tisch gelegt. Er enthielt die Geburtsurkunde, die Taufscheine der Zwillinge, Impfscheine und verschiedene Schreiben, darunter auch den letzten Brief von Frau Medow — — alle die Sachen, die Dr. Thea Hansen Herbert Medow vor dem Gefängnis übergeben hatte. Krusius sah die Dokumente durch und dann, dann wurde es ganz still in dem Zimmer. Krusius' Gedanken schweiften weit zurück. Da waren verschiedene Umstände, die zusammenpaßten: gewisse ausweichende Antworten des inzwischen verstorbenen Onkels, die Erinnerung an das erste Gespräch mit Frau Medow, die ihn sehr seltsam angesehen hatte und wohl über ihre Kenntnis der Zusammenhänge schwieg, weil sie sich ihres Adoptivsohns schämte.

Nein, es war kein Grund, an der Echtheit der Dokumente zu zweifeln und an der Wahrheit der Worte, die Krusius eben gehört hatte. Dort stand also sein Zwillingsbruder, und er kam aus dem Gefängnis.

Krusius sah zu Herbert hinüber und stellte Vergleiche an. Sie sahen sich wirklich ähnlich. Herbert war hübscher, aber Bernhard überfah die Weichheit seines Gesichtsausdrucks, das Unsichere an ihm, den verbißenen Zug um den Mund, die Flüchtigkeit des Blicks.

Von allem war wohl die Verbitterung das Schlimmste. Sie kennzeichnete einen Mann, der fertig war mit der Welt und sich nicht mehr hineinpaffen konnte in die menschliche Gesellschaft.

Fortsetzung folgt.